

CHAOS

von Gefühlen und anderen
Menschlichkeiten

**Yassamin-Sophia
Boussaoud**

HAYMON
verlag

Inhalt

Vom Chaos: Ein Vorwort

Epilog

Von der Unruhe

Über die Sehnsucht

Aus der Hoffnung heraus

Von der Enttäuschung

Über die Wut

Aus der Angst heraus

Von der Scham

Über den Glauben

Von der Liebe

Prolog

Epilog

Eine meiner merkwürdigsten Eigenschaften ist sicherlich die, dass ich bei jedem Buch das Ende zuerst lese. Ich kann einfach nicht anders. Schlage ich ein Buch auf, so überkommt mich die unbändige Sehnsucht, das Ende zu kennen.

Manch eine*r würde dies auf meine Ängste und meinen Hang zur Kontrolle schieben.

Ich hege diese Eigenschaft aber lieber als Besonderheit. Als wesentlichen Teil meiner Eigenheiten, von denen ich eine ganze Menge habe.

Das hier, das ist mein Buch.

Und ich wäre nicht ich, würde dieses Buch, diese Geschichte nicht mit dem Ende beginnen.

Wenn ich meinen Baba frage, was für ein Kind ich war, dann kommt immer erstmal ein Seufzer. Denn er hatte es nicht immer leicht mit mir. Und ich hatte es nicht immer leicht mit ihm. Wir sind uns so ähnlich, dass es manchmal einfach zu viel war.

Beide idealistisch, über jede Vernunft hinaus. Stur und uneinsichtig, sehr emotional und nicht selten zu stolz. Ja, ein Seufzer und dann kommt: „Du hast immer, wirklich immer gesungen, wolltest alles wissen und verstehen. Und du hast nicht einmal dann Ruhe gegeben, wenn man* dir eine Babykatze versprochen hat.“

Von allen Kindern – und ich habe eine ganze Hand voll Geschwister – war ich das unruhigste. Jenes, das meinem Baba am allermeisten Sorgen bereitet hat.

Wir hatten über viele Jahre hinweg keinen Kontakt und ich war eine viel zu lange Weile sehr damit beschäftigt, meine Herkunft zu leugnen. Ich habe versucht, nicht tunesisch zu sein. Das kann ich nicht mehr rückgängig machen. Ich kann all das, was ich in dieser

Zeit verloren habe, nicht mehr zurückgewinnen. Aber ich konnte und kann zuhören und lernen. Ich kann versuchen zu heilen. Und meinem Baba die Möglichkeit geben, mit mir gemeinsam zu heilen.

Sicherlich bin ich noch immer sein „schwierigstes Kind“. Ich teile meine Geschichte im Internet und mache diese aktivistische Arbeit, die er nicht ganz greifen kann.

Aber das spielt keine Rolle. Nicht mehr.

Weil es nicht darum geht, dass wir uns in allem nachvollziehen können. Sondern darum, dass wir uns sehen können und sein dürfen. So wie wir sind.

Ich kann nicht verstehen, wohin ich will, ohne zu berücksichtigen, woher ich komme.

Ohne zu verstehen, dass meine Geschichte nicht erst mit meiner Geburt beginnt.

Baba, ich will noch immer eine Revolution anzetteln, alles verstehen und singen. Und ich warte noch immer auf die Babykatze. Mach dir nicht mehr zu viele Sorgen um mich.

Labes – Mir geht es gut.

Von der Unruhe

Kantaoui, Ostsunesien, 1. August 2022

Die Sonne ist vor wenigen Minuten erst aufgegangen, die Hitze jedoch bereits deutlich zu spüren. Ich laufe die wenigen Meter von meinem Zimmer zum Strand. Da liegt es vor mir. Das glänzende Mittelmeer, sanft, regelmäßig atmend. Der salzige Duft neckt mich.

Ich schlüpfe aus meiner Jibba, lege meine Chleka ab und gehe ins Wasser. Es empfängt mich, umhüllt mich, trägt mich. Ich muss aufpassen, denn hier in der Bucht gibt es jede Menge dieser kleinen, durchsichtigen, harmlos wirkenden Quallen, deren Stiche so brennen. Seit ich hier bin, hat mich die eine oder andere schon erwischt. Ich schwimme ein Stück weiter hinaus, wo es weniger werden. Wie lange ich nicht mehr hier war, kann ich kaum fassen. Mehr als 15 Jahre. So viele heimatlose Jahre. Ich versuche nicht so viel nachzudenken. Nur zu fühlen. Das salzige Wasser auf meinen Lippen, den angenehmen Druck auf meiner Haut, die Morgensonne auf meinen raspelkurzen Haaren. Mein Atem in meinen Lungen. Meine Schwimmbewegungen. Das hier, ja das ist der Ort, an dem ich gerade sein soll.

Das letzte halbe Jahr war ein Auf und Ab, wie ich es noch nie erlebt habe.

Ich musste mein Studium abbrechen. Meine Kinder mussten zu ihrem Vater ziehen. Ich war wohnungslos. Nicht zu viel darüber nachdenken. Die Angst nicht zu viel Raum einnehmen lassen. Einfach schwimmen. Hier, an diesem Ort, den ich nicht kenne, der aber meine Heimat ist. Mehr als jeder andere Ort auf der Welt vielleicht ...

Langsam füllt sich der Strand. Menschen nutzen hier die Morgen- und Abendstunden zum Schwimmen,

tagsüber ist es zu heiß. Daran lassen sich Tourist*innen erkennen. Wenn sie in der Tageshitze am Strand liegen, dann gehören sie eigentlich nicht hierher.

Ich schwimme zurück, gehe aus dem Wasser und ziehe meine Jibba wieder an, schlüpfe in meine Chleka und nicke ein paar bekannten Gesichtern zu: „Sabah el kheir“.

Diese Sprache, die irgendwo in meinem Kopf wohnt. Ich kann sie sprechen, sie ist Teil von mir, aber ich kann sie nicht greifen. Alles, was ich hinbekomme, sind ein paar einfache Sätze. Wie ein kleines Kind, das gerade sprechen lernt. Ich hasse das.

Zurück am Haus wasche ich meine Füße in den Eimern, die hier vor jedem Eingang stehen. So halten sich die Menschen den Sand aus ihren Häusern. Ich bin darin aber ziemlich schlecht. In meinem Bett findet sich stets Sand. Nach einer kurzen, kalten Dusche hänge ich meine Sachen zum Trocknen auf, ziehe mir ein Kleid über und mache mir etwas zu essen. Ich röste Baguette über der Gasflamme, dazu gibt es Chamia – eine Paste aus Sesam, Zucker, Mandeln und Pistazien – und Feigenmarmelade. Es gibt in dieser Ferienwohnung noch keinen Kaffee. Ich schenke mir ein Glas Birnensaft ein und nehme eine Flasche Wasser aus dem Kühlzettelkasten. Als Kind habe ich Wasser aus der Leitung getrunken. Nun geht das hier nicht mehr. Ich setze mich auf die hölzerne Couch, ziehe den Fliesentisch zu mir her und frühstücke. Die Süße macht mich glücklich. Es schmeckt besser als in meiner Erinnerung.

Erinnerungen. Sie schießen hier aus dem Boden wie kleine Pilze. Und ich kann sie nicht alle einordnen. Zu lange ist es her. Zu viel ist geschehen. Ich versuche mich auf mein Frühstück zu konzentrieren. Aber es geht nicht. Meine Gedanken wandern in eine Welt, die ich so lange verdrängt habe ...

Der Duft von heißen Steinen und Brot umhüllt das kleine Haus, in dem meine Familie lebt. Es gibt ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und eines für die Kinder, ein spärlich ausgestattetes Bad und eine Küche. Im Hinterhof steht eine Tabouna. Dort wird das Brot gebacken, das ich so gerne zum Frühstück esse. Meine Tante nimmt dicke Teigkugeln aus einer metallenen Schüssel, zieht sie in gleichmäßigen Bewegungen auseinander und wirft sie gegen die Wände des rundlichen Lehmofens. Es duftet so gut.

Es duftet nach Zuhause.

Wir Kinder sitzen alle um den weißen Plastiktisch in der Küche. Es gibt Saft, Fladenbrot, Chamia und Feigenmarmelade. Abends liegen wir alle zusammen im Wohnzimmer auf dünnen Matten, in bunte Decken gekuschelt. Ich darf neben meiner Ommi schlafen. Sie riecht nach Henna und Weihrauch, Knoblauch und Tomaten. Niemand muss alleine schlafen. Die Nächte sind kalt, aber hier in diesem Zimmer ist es warm. Mein Baba holt mich ab. Wir fahren nach Sidi Bou Saïd. Das ist die Stadt mit den blauen Fenstern und dem Café, das meinen Namen trägt. Yassamin. Überall blüht Jasmin. Die kleinen weißen Blüten zieren die Gassen und Gehwege.

Ich nehme einen kräftigen Schluck kalten Birnensaft.

Diese Erinnerungen schmerzen.

Sie erinnern mich an das, was ich so lange vermisste. Wärme. Diese Art von Wärme, die mir in Deutschland stets verwehrt blieb.

Über die Sehnsucht

Seeon-Seebruck, Chiemgau, Juli 2004

Ich komme von der Schule zurück. Meine Mutter ist auf der Arbeit. Zum Glück. Ich werfe meine Strickjacke in die Ecke des Flurs und renne die Holztreppe nach oben in mein Zimmer. Nach jahrelangem Sparen konnte meine Mutter endlich ihren Traum verwirklichen. Wir leben in einem Reihenhaus gleich neben meinen Großeltern. Ich weiß nicht, ob sie sich das tatsächlich leisten kann, aber es war ihr so unglaublich wichtig, dieses Haus zu mieten. Ich mag es hier nicht so. Meine Freund*innen sind alle mindestens 30 Minuten Busfahrt entfernt und mein Schulweg ist so lang. Ich schließe die Zimmertür hinter mir, werfe meinen Schulranzen in die Ecke neben meinem Schreibtisch und verdunkle mein Zimmer. Wenn ich Glück habe, habe ich eine Stunde meine Ruhe. Bis mein Opa reinkommt und mich zum Essen holt. Es dauert nur wenige Sekunden, bis aus den Lautsprechern meines CD-Players Whitney Houston dröhnt. „I wanna dance with somebody“. Ich tanze und singe im Dunkeln. Wie so oft nach der Schule, abends, nachts. Jedes Mal, wenn mir diese Welt zu viel wird. Und das ist meistens der Fall. In meinem Kopf ist diese andere Welt. Musik. Schöne Menschen. Eine Welt, in der ich sein kann, wer ich möchte. Eine Welt, in der mir niemand sagt, dass ich nicht gut genug bin, dass ich hässlich bin, dass etwas mit mir nicht stimmt. In diese Welt flüchte ich mich. Immer und immer wieder. Sie verschwimmt mit der Realität. Ich sitze im Klassenzimmer, bekomme Ärger, weil meine Mathe-Hausaufgaben wieder komplett falsch sind und im Nullkommanichts wandert mein Geist in diese Traumwelt, in der ich sicher bin. Zuhause ist es jedoch

besonders ausgeprägt. Ich fühle mich hier nicht sicher. Wann ich mich das letzte Mal sicher gefühlt habe, weiß ich nicht mehr. In meinen Träumen ist alles möglich.

Je älter ich werde, umso weniger träume ich von liebenden Eltern, sondern davon, eines Tages jemanden kennenzulernen, der mich rettet. So verbringe ich meine Tage und Nächte. In meinen Gedanken. Dem einzigen Ort, an dem mir nichts passiert.

Die Sehnsucht ist ein tiefes, inniges Verlangen. Nach einer Person, einer Sache oder einem Ort. Sie ist mit dem schmerzhaften Gefühl verbunden, die ersehnte Sache nicht erreichen zu können.

Und dieses Gefühl war mein Leben lang sehr präsent. Ich ersehnte mir eine Familie, die mich nicht bewertete. Ein Zuhause, in dem ich nicht umgeben war von Menschen, deren Privilegien auf meiner Unterdrückung basierten.

Im Haus meiner deutschen Großmutter gab es eine Waage. Nicht irgendeine. Es war eine für diese Zeit hochmoderne Personenwaage mit der Funktion, dein Gewicht ganz laut durchs ganze Haus schreien zu können.

Und es war üblich, dass sich jedes Familienmitglied regelmäßig auf diese Waage stellen musste. Ich kann mich noch ganz genau daran erinnern, wie meine Oma enttäuscht den Kopf schüttelte, wenn ich zugenommen hatte. Ich kann mich an ihre bewertenden Blicke erinnern. Daran, wie mein Opa mir erklärte, ich dürfe keine Butter essen, denn das Fett wäre „Gift“ für einen Körper wie meinen. Meine Großeltern haben das nicht böse gemeint. Meine Oma war selbst eine dicke Frau, ihre drei Töchter ebenso. Im *weißen* Teil meiner Familie war es Normalität, Körper zu bewerten. Schlank sein war gleichgestellt mit schön sein und es war Normalität, seinen Körper zu hassen und zu verstecken. Unter

viel zu großen unförmigen T-Shirts, mit kaschierenden Schnitten, großen Mustern und gedeckten Farben. Mit dunklen, „schlank machenden“ Farben. Es war üblich, Diäten zu machen. Essstörungen waren Normalität. Ich kann mich daran erinnern, dass meine Mutter und meine Tanten meinen Körper und seine Form, mein gestörtes Essverhalten vor mir kommentierten und dachten, ich würde das nicht hören. Mit zwölf wurden mir BHs in die Hand gedrückt, weil ich „nun schließlich nicht mehr so rumlaufen“ könne. Und mein dicker, runder Bauch war stets das Hauptaugenmerk der Kritik. Ich habe gelernt, ihn einzuziehen, ihn zu verstecken, ihn zu hassen. Ich habe gelernt, mich zu schämen. Für meinen Bauch. Meinen Körper. Für meine Existenz. Ich habe das von Menschen gelernt, die wirklich dachten, mir damit einen Gefallen zu tun.

Als ich mit meinem Vater nach Tunesien fuhr, erlebte ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Umfeld, in dem ich als schön galt. Ich konnte sehen, dass es andere Menschen gab, die wie ich aussahen und dass das in Ordnung war.

Es hat über zehn Jahre gedauert, meine Essstörung in den Griff zu bekommen.

Ich habe als Jugendliche*r ganze Sommer lang, literweise grünen Tee getrunken und kaum gegessen, um am ersten Schultag endlich als dünnes Kind zur Schule gehen zu können. Ich habe entweder zu wenig oder viel zu viel gegessen. Lebensmittel bewertet, sie mir verboten und mich für meine „Schwäche“ bestraft. Ich habe so viel Zeit meines Lebens damit verschwendet, mich zu hassen. Mir so viele Erfahrungen aufgrund von Scham untersagt.

Wirklich ganz verstehen, dass nicht mein Körper, sondern das vorherrschende *weiße* Schönheitsideal, *weiße*

Machtstrukturen und die Kolonialisierung von Schönheit und Attraktivität das Problem sind, kann ich erst jetzt. Ich verstehe erst jetzt, dass ich keinen *weißen* Körper habe. Dass ich ihn nicht haben muss. Dass ich mich nicht hassen muss. Es hat fast 30 Jahre gedauert, nicht mehr gegen meine Existenz anzukämpfen.

Über die Wut

Ich bin wütend. Ich bin schon so lange so unglaublich wütend, dass ich gar nicht mehr weiß, wohin mit dieser Art von Wut. Ja, ich will Dinge zerstören oder anzünden. Ich will schreien und weinen und ich will, dass es endlich besser wird. Denn so, wie es gerade ist, kann es nicht weitergehen. So, wie es gerade ist, fühlt es sich so an, als würde diese verdammte Gesellschaft alles dafür tun, dass ich, dass wir nicht existieren. Es fühlt sich nicht nur so an. Es ist so.

Alle Menschen kennen das Gefühl der Wut. Sie ist diese extreme Emotion, die uns impulsiv und aggressiv handeln lassen kann. Ausgelöst wird sie immer dann, wenn wir uns so behandelt fühlen, wie wir denken, es nicht verdient zu haben. Wut kann, muss aber nicht zwangsläufig legitim sein. Sie ist valide, die Handlungen, die ihr folgen, jedoch nicht immer.

Wenn ich mich an meine Schulzeit zurückinnere, dann habe ich nur wenige positive Erinnerungen. Wenn ich mich an meine Schulzeit zurückinnere, dann erinnere ich mich an mein Anders-Sein und an Einsamkeit. Die Wut kam erst viel später. Doch als sie kam, war sie gewaltig.

Ich war acht Jahre alt, als ich in meiner Grundschule, in einem kleinen bayerischen Dorf, mit zusammengebundenen Beinen von fast einer ganzen Klasse brutal über den Schulhof geschleift wurde. Zwei Jungs haben mich festgehalten, während zwei andere meine Beine mit zwei dicken Springseilen zusammenbanden. Minutenlang wurde mein Körper dann mit den Beinen voraus über den harten Asphalt gezogen. Ich kann mich noch heute an das Lachen der Kinder erinnern. Sie fanden es lustig, wie ich versuchte mich zu wehren, wie

ich sie anschrie. Je mehr ich mich wehrte, umso mehr Kinder zogen an den Seilen. Ich kann mich noch heute an die Gesichter meiner „Freundinnen“ erinnern, die nur beschämt zur Seite sahen und mir nicht halfen. Ich erinnere mich daran, wie die Haut an meinen Armen und Beinen verletzt wurde und mit jedem Ziehen weiter aufriss. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis endlich ein paar ältere Jungen aus der höheren Klasse einschritten und mich losbanden. Ich erinnere mich daran, wie ich meiner Klassenlehrerin, meinem Schuldirektor erzählte, was passiert war. Sie fragten mich, warum dies geschehen war, was ich getan hatte, und ich sagte ihnen, dass es passiert war, weil ich anders war und weil die anderen Kinder mein „Anders-Sein“ nicht gut fanden.

Meine Klassenkamerad*innen mussten schließlich eine Strafarbeit schreiben. Es wurde danach nie wieder darüber gesprochen.

Als Kind war ich traurig. Als Teenager zeigte sich meine Wut in destruktiven Gefühlsausbrüchen. In Grenzüberschreitungen und mangelnder Vorsicht. Ich habe alles und jeden gehasst. Inklusive mich selbst.

Wut kann jedoch auch heilsam sein. Und dass ich diese konstruktive Wut mittlerweile zulassen kann, ist sehr heilsam für mich. Mehrfach marginalisierten Menschen wird ihre Wut abgesprochen. Wir sollen dankbar sein für das absolute Minimum, sollen bescheiden und genügsam sein. Nicht „überemotional und überdramatisch“. Dahinter steckt ein sehr gewaltsames Narrativ. Das des vernunftbegabten, rationalen *weißen* Mannes als Merkmal für Zivilisiertheit. Als Gegensatz zum wilden, Schwarzen, Braunen, indigenen Menschen. Dieser Rassismus manifestiert sich in allen Lebenslagen. Insbesondere Schwarze und Braune, dick_fette, mehr- und hochgewichtige Frauen, trans Frauen und nicht binäre

Personen werden bis heute als „überemotional“, als „aggressiv“ und „irrational“ gelesen und abgewertet. Dabei handelt es sich um eine ganz perfide Art der Entmenschlichung und um Gaslighting. Wenn uns unser Recht auf Wut abgesprochen wird, wird Diskriminierung geleugnet und so aufrechterhalten. Das Herabwürdigen unserer legitimen Wut ist ein extrem gewaltsamer, *weißer*, patriarchaler Schutzmechanismus. Das habe ich selbst lange nicht verstanden.

Ich habe in meinem Aktivismus oft sehr sanft agiert, rein auf Aufklärung gesetzt und dieses Narrativ reproduziert.

Was ich nämlich nicht verstand, war, dass jede Revolution zunächst einmal mit unbändiger Wut beginnt. So beginnen muss. Nur so beginnen kann. Wut kann ein Geschenk sein. Wut kann heilsam sein. Ich jedoch habe mein ganzes Leben lang gelernt, genau diese Wut nicht zuzulassen. Ich wollte natürlich weder zu wild noch zu emotional oder gar irrational und hysterisch sein. Und so wurden aus meiner Wut viele Selbstzweifel.

Von der Scham

Traunstein, Chiemgau, Anfang September 2007

Heute müssen wir meiner Mutter sagen, dass ich schwanger bin. Ich schiebe es seit Wochen vor mir her. Weil ich weiß, wie sie reagieren wird. Ich kenne sie lang genug, um nicht der Illusion zu verfallen, dass sie damit wie eine erwachsene Person umgehen wird. Das liegt ihr nicht. Das lag ihr noch nie. Sie ist dieses völlig unberechenbare Wesen, für das ich so viel Liebe empfinde, aber auch so viel Angst.

Unsere Beziehung ist schwierig. Sie braucht mich häufig. Ich bin für sie da. Aber ich darf nicht zu viel sagen.

Nachdem die Worte meine Lippen verlassen haben, gibt es kein Zurück mehr. Es wird nie mehr wie vorher sein. Sie schreit und kreischt, schlägt gegen den Tisch, gegen Türen und hört nicht auf zu schreien. Ich nehme meine Jacke und gehe. Für immer.

Es gibt im Leben einige Momente, in denen sich die Welt ändert. Ein Satz, wenige Wörter und alles wird anders. Der absolute Kontrollverlust. „Ich bin schwanger“. „Ich will dich nicht mehr in meinem Leben haben“. „Ich bin queer“. „Ich bin keine Frau“. „Ich liebe dich“. „Ich bin Sexarbeiter*in“. „Ich bin jüdisch“. „Ich bin HIV-positiv“. Wir sprechen diese Worte aus und eine Ewigkeit vergeht. Wir sind unserem Gegenüber völlig ausgeliefert. Und in diesem Moment reichen sich Angst und Hoffnung die Hand. Warten gespannt auf das, was einen Teil der Zukunft definieren wird. Manchmal unser ganzes Leben.

Ich bin keine Frau. Und ich traue mich noch gar nicht lange, das so offen auszusprechen. Sehr viele Menschen wissen das noch nicht und ich habe große Angst vor ihren Reaktionen. Obgleich es das Befreieste überhaupt ist, das endlich sagen zu können. Ich bin keine Frau. Ich bin auch nicht männlich, will es auch nicht sein. Ich bin nicht binär, enby, einfach Mino und meine Pronomen sind alle, weil sie am Ende doch keine Bedeutung für mich haben. Sie versuchen etwas so Großes, so Kraftvolles mit zwei, drei Buchstaben zu beschreiben. Als wäre das überhaupt möglich.

Ich bin queer. Und ich habe keine Lust mehr, mich zu verstecken. Aber ich werde versteckt gehalten und unsichtbar gemacht. In Statistiken, in Gesprächen über Frauenrechte, über Gewalt an Frauen. Meine Lebensrealität ist darin unsichtbar. Denn ich habe misogynie Gewalt erfahren und lebe jeden Tag mit den Auswirkungen dieser Gewalterfahrungen. Ich werde vielleicht mein ganzes Leben lang mit diesen Auswirkungen zu kämpfen haben und bin währenddessen weiterhin von misogyner Gewalt betroffen. Nicht als Frau – als mehrfach marginalisierte Person. Als Braune, dick_fette, neurodivergente, nicht binäre, queere Person.

Jedes Outing macht mich zugleich stärker und verletzlich. Und so geht es uns allen. Wir, die wir gezwungen sind, etwas zu sagen, weil diese Welt alles kontrollierbar festlegen will. Uns kontrollieren will. Uns wird der maximale Kontrollverlust zugemutet. Uns werden Verletzung, Angst und Panik zugemutet – zum Wohle derer, die unsere Existenzen mehr hassen als sich selbst.

Wenige Wochen vor meinem Outing als nicht binäre Person schrieb ich diesen Text:

Ich habe eine Hand voll Kinderfotos von mir als einzige Erinnerung daran, woher ich komme. Als einzige Erinnerung daran, dass es ziemlich krass ist, dass ich heute so lebe, wie ich es tue, dass ich am Leben bin. Alles andere bin ich losgeworden, habe ich weggegeben, verkauft, weggeworfen. Mein Großvater hat mir ein handgeschnitztes Holzhaus hinterlassen, das ein paar Tausend Euro wert war und das ich abgelehnt habe. Ich hab kein Schmuckstück von meiner Oma, keine Karte meiner Mutter, kein Bild von ihnen. Ich hab vor ein paar Jahren entschieden, dass ich mich gegen einen Teil meiner Herkunft entscheiden muss, um glücklich werden zu können. Und diese Entscheidung wird mein Leben lang die heftigste überhaupt sein. Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass es nicht feige, sondern mutig ist, sich aus toxischen Familienstrukturen zu lösen. Und noch länger, um zu verstehen, dass dieses Gefühl nicht weggehen wird. Dass mir etwas fehlt. Die Sache ist eben nur die, dass mir das auch schon vorher gefehlt hat. Eine Familie, in der ich sein darf. Die mich nicht verletzt. Die mich liebt. Und diese Sehnsucht zieht sich so sehr durch mein Leben, dass ich manchmal nicht sehe kann, wenn Menschen mich lieben. Dass ich nicht fühlen kann, dass ich sein darf, sicher bei ihnen bin. Ich versuche besonders gut, besonders achtsam, besonders anständig zu sein – nicht, weil ich ein „so guter Mensch“ bin, sondern weil ich Angst davor habe, nur schlecht zu sein. Weil ich immer noch das Gefühl habe, ich müsste mich dafür entschuldigen, dass es mich gibt. Und ich kann mich gut zurücknehmen – so lange, bis es nicht mehr geht, weil meine eigenen Bedürfnisse zu laut werden. Ich habe Angst davor, sie anzusprechen, weil ich gelernt habe, dass alles, was ich will, zu viel ist. Mittlerweile weiß ich, dass ich einen Baba habe, der nicht so ist, wie sie es mir erzählt haben. Der mich liebt. Dem ich

ähnlicher bin, als uns beiden lieb ist. Weil diese Art der Sturheit selten sinnvoll ist. Und weil das Leben nicht nur Revolution, sondern auch Sein ist. Ich habe jahrzehnte-lange Sozialisierung aufzuarbeiten. Und die Angst, dass es immer Teile von mir geben wird, die ich nicht zeigen kann. Dass ich gerade heile, dass ich eine ‚chosen family‘ habe, dass ich mich langsam mit dem Gedanken anfreunden kann, Beziehungen zuzulassen und nicht alles alleine schaffen zu müssen, ist das Allerschönste, und zugleich hat mir kaum etwas in meinem Leben so viel Angst beschert. Weil Vertrauen auf jeden Fall nicht zu meinen Stärken gehört. Aber ich will das lernen. Ich will Menschen vertrauen, so sehr, dass ich ihnen auch das von mir zeige, das andere nicht von mir sehen durften. So sehr, dass ich nicht ständig die Luft anhalte und darauf warte, dass etwas Schlimmes passiert. Damit ich das kann, darf ich nicht vergessen, woher ich komme. Ich darf nicht vergessen, dass ich schon ein ziemlich gutes Stück Arbeit geschafft habe. Nicht vergessen, dass meine Angst die allermeiste Zeit einfach Quatsch ist. Und nicht vergessen, dass ich das Kind von zwei Menschen bin, die nicht wussten, wie man lebt und liebt und einfach man selbst ist.

Von der Liebe

Die Geschichte der Menschheit ist von Katastrophen und schrecklichen Ereignissen nur so durchzogen, und dennoch – egal wie schlimm die Umstände waren oder sind – finden Menschen immer die Zeit und Muse, über die Liebe zu schreiben.

Wenn wir uns durch verschiedene literarische Epochen bewegen, dann unterscheiden sich Texte natürlich in ihrer Art und Form sehr deutlich voneinander. Nicht jedoch, worüber Menschen schreiben. Und Liebe war schon immer ein ganz zentrales Thema, das uns nie loszulassen scheint. Egal wie schlecht es mir ging, egal unter welchen Umständen ich lebte und litt – ich wurde nicht müde, über die Liebe zu schreiben. Nicht müde, mich zu verlieben. Nicht müde, nach der Liebe zu suchen und auf sie zu warten. Und dennoch gab es ein wesentliches Problem. Ich wusste eigentlich gar nicht, wie sie sich anfühlt. Die richtige Liebe. Jene, die uns heilt und nicht verletzt. Ich wusste nicht, in welches Gewand sie sich kleidete, wenn sie mir dann endlich begegnen sollte.

Ich kannte sie nicht.

Ich bin wie die meisten Menschen meiner Generation mit all diesen Geschichten und Märchen über die eine große Liebe aufgewachsen, die alles verändert und uns rettet. Mir wurde vermittelt, dass Liebe etwas so Besonderes ist, das man nicht mit jedem teilen sollte. Etwas so Kostbares. Doch das hat für mich nie Sinn ergeben. Ist sie doch einfach da. Häufig nicht so, wie wir sie sehen wollen, nicht im Mantel der Illusion, die uns vermittelt wurde. Aber sie ist da. Im Schneesturm, in der größten Dramatik, im Wandel. Die Liebe bringt uns an unsere Grenzen. Sie bringt uns dazu, alles zu hinterfragen oder

alles anzunehmen. Sie kann verletzen und heilen, kann so laut und so still sein. Sie ist alles und nichts. Aber sie ist immer da. Nur nicht vollkommen. Sie braucht so vieles. Aber vor allem braucht sie die Befreiung. Von all diesen alten Glaubenssätzen, die uns denken lassen, wir könnten nur geliebt werden, wenn wir uns selbst lieben. Die uns glauben lassen, wir wären nicht liebenswert. Und auch von jenen, die uns „die große Liebe“ als das allergrößte Glück, den Anker, die Rettung verkaufen wollen. All das ist sie so nicht. All das kann sie gar nicht sein. Denn sie ist wie wir Menschen. Durch so viele Zeiten gereist, hat so viel gelitten und so sehr gefühlt. Und alles, was bleibt, ist die Gewissheit, dass wir vermutlich alle nicht so genau wissen, was Liebe ist. Das ist in Ordnung. Wir müssen sie nicht durchdenken. Wir dürfen fühlen. Aber das macht sie nicht weniger wahr. Egal zu welcher Zeit.



Yassamin-Sophia Boussaoud wurde 1990 in Prien am Chiemsee als Kind eines Tunesiers und einer Deutschen geboren. Das Aufwachsen im zutiefst konservativen Chiemgau war eine emotionale Herausforderung. Unter dem Namen @minoandtheirchaos schreibt Yassamin heute über ebendiese Erfahrungen. They hat mehrere Gedichtbände herausgebracht, ordnet sich sprachlich zwischen radikaler Sanftheit und sanfter Radikalität ein. Yassamin-Sophia identifiziert sich als queere, dick_fette, nicht binäre Person, ist Elternteil, verheiratet und lebt mit deren Familie in München. „Chaos“ ist deren Verlagsdebüt.

Autor*innenfoto: Laetitia Vançon
Gestaltung: Karin Berner
Covergestaltung: Marie Oniembra

CHAOS – oder: It's a system!

Alles Chaotische scheinen wir am liebsten zu verstecken. Wir leben in einer Gesellschaft, die Chaos verachtet. Wir leben in einem System, das Zucht und Ordnung propagiert. Aber: Woher kommt das eigentlich? Weshalb liegt uns das Chaos so fern, wo es uns doch gleichzeitig so nah ist?

Je weniger man in gesellschaftliche Normen passt, desto größer ist sie: die äußere und innere Unordnung. Als Kind eines tunesischen Vaters und einer deutschen Mutter wird Yassamin-Sophia Boussaoud in Prien am Chiemsee geboren, wird aufgrund des Aussehens anders behandelt, sieht sich mit Erwartungen konfrontiert, denen sie nicht gerecht werden kann. Was folgt: Elternschaft im Teeangeralter, ein von Ablehnung geprägtes Körperbild, das Unterdrücken der eigenen Gefühle. Yassamin-Sophia Boussaoud zeigt auf, welches Machtgefüge unserem System zugrunde liegt – und dass die Kontrolle von Emotionen ein Teil davon ist.

Doch was, wenn wir uns diese Gefühle zurückholen? Für radikale Zartheit uns selbst gegenüber, für das Chaos als System!

*Dies ist eine Leseprobe aus dem unlektorierten Manuskript.
Die Buchhandelsausgabe kannst du schon jetzt unter der ISBN
978-3-7099-8228-0 überall, wo es Bücher gibt, vorbestellen.*

**Lust auf neue Ideen,
neue Stimmen, neue Blickwinkel?
Dann folge uns!**



@haymonverlag

Und abonniere gleich unseren Newsletter:

